Abend-Ausgabe B.

Bezugs-Preis

für Leipzig und Vororte durch unsere Träger und Spediteure ins Haus gebracht: Ausgabe A (nur morgens) vierteljährlich 3 M., monatlich 1 M.; Ausgabe B (morgens und abends) vierteljährlich 4.50 M., monatlich 1.50 M. Durch die Post bezogen (2 mal täglich) innerhalb Deutschlands u. der deutschen Kolonien vierteljährlich 5.25 M., monatlich 1.75 M. ausschl. Postbestellgeld, für Oesterreich 9 K 66 h, Ungarn 8 K vierteljährlich.

Abonnement-Annahme: Augustusplatz 8, bei unseren Trägern, Filialen, Spediteuren und Annahmestellen, sowie Postämtern und Briefträgern.

Die einzelne Nummer kostet 10 Pfg.

Redaktion und Expedition: Johannisgasse 8. Telephon Nr. 14692, Nr. 14693, Nr. 14694.

Berliner Redaktions-Bureau: Berlin NW. 7, Prinz Louis Ferdinand-Straße 1. Telephon I, Nr. 9275.

Leipziger Tageblatt und Handelszeitung.

Amtsblatt des Rates und des Polizeiamtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis

für Inserate aus Leipzig und Umgebung die 6gespaltene Petitzeile 25 Pf., finanzielle Anzeigen 30 Pf., Reklamen 1 M.; von auswärts 30 Pf., Reklamen 1.20 M.; vom Ausland 50 Pf., finanz. Anzeigen 75 Pf., Reklamen 1.50 M.

Inserate v. Behörden im amtlichen Teil 40 Pf. Beilagegebühr 5 M. p. Tausend exkl. Postgebühr. Geschäftsanzeigen an bevorzugter Stelle im Preise erhöht. Rabatt nach Tarif. Festerteilte Aufträge können nicht zurückgezogen werden. Für das Erscheinen an bestimmten Tagen und Plätzen wird keine Garantie übernommen.

Anzeigen-Annahme: Augustusplatz 8, bei sämtlichen Filialen u. allen Annoncen-Expeditionen des In- und Auslandes.

Haupt-Filiale Berlin: Carl Duncker, Herzogl. Bayr. Hofbuchhandlung, Lützowstraße 10. (Telephon VI, Nr. 4603).

Nr. 203. Mittwoch 24. Juli 1907. 101. Jahrgang.

Das Wichtigste vom Tage.

* Gestern morgen machte der Kaiser in Molde einen Spaziergang an Land und nahm dann mit seinem Gefolge das Frühstück bei dem Prinzen Heinrich an Bord der „Deutschland“ ein. Nachmittags besuchte der Kaiser die Höhe oberhalb von Molde. Das Wetter ist schön, an Bord alles wohl.

* Die Ratifikationsurkunden zu dem am 12. März d. J. abgeschlossenen deutsch-griechischen Auslieferungsvertrage sind gestern in Athen ausgewechselt worden.

* Das englische Oberhaus hat die Armee-Vorlage endgültig angenommen. (S. Ausl.)

* Nafis Haft ist in Hausarrest umgewandelt. (S. Ausl.)

* Eine große Feuersbrunst wütet in dem nördlichen Teile der Stadt Victoria (Britisch-Kolumbia); die Lage ist um so bedrohlicher, als ein heftiger Wind weht und Wassermangel herrscht. Bis jetzt sind zwei Kirchen und etwa 150 Häuser, meist ärmerer Leute, zerstört.

Das russische Budget für 1908.

(Von unserem Petersburger **-Korrespondenten.)

Petersburg, 5./18. Juli.

Als die zweite Duma das Auflösungsdekret vernehmen mußte, hatte ihre Budgetkommission die gewiß mühereiche Arbeit der Etatprüfung noch lange nicht beendigt. Das lag nicht zum wenigsten daran, daß gerade diese Kommission eine ganze Anzahl Mitglieder in sich vereinigte, die es nicht für angebracht hielt, von der Mitarbeit der Regierung, ihren Ratschlägen und technischen Direktiven Gebrauch zu machen. Das war sicher ein arger Fehler: denn im weiten Gebiete der Staatswirtschaft gibt es kaum ein zweites Feld, das schwerer zu durchstreifen ist, wenn es der fachmännischen Führung gebricht. Und nun erst hier! Ein Parlament, das zum größten Teile aus Autodidakten und Ungeschulten bestand! Das reichte fürwahr kaum für den Dilettantismus auf dem Gebiete der Budgetprüfung aus. Die nächste Folge dieser verhängnisvollen Zurückhaltung der Regierungshilfe gegenüber war, daß im Grunde nur zwei bis drei Mitglieder der Kommission zu prüfen und zu entscheiden hatten: alles übrige war Stimmvieh. Der sozialdemokratischen Presse aber, die in gewissenloser Weise diese Taktik empfohlen hatte und sie zweifellos auch der dritten Duma als erstrebenswert vorhalten wird, sei hier ausdrücklich bemerkt, daß eine Annahme der Regierungshilfe zum Zwecke rationeller Einführung in die Kunst des Budgetlesens in keiner Weise dazu verpflichtet, allen Vorschlägen der Regierung kritiklos zuzustimmen. Im Gegenteil: hier ist die Möglichkeit einer vernünftigen Opposition unbedingt an das Erfassen der Materie gebunden.

Die Aufstellung des Budgets für 1908 ist keine leichte Arbeit für den Finanzminister. Der Minister geht von dem Grundsatze aus, daß in einem Staate, welcher eine Volksvertretung hat, im wesentlichen die Kammern über die finanziellen Erfordernisse des Landes zu befinden haben. Diesem konstitutionellen Prinzipe entsprechend, wünscht der Minister als Basis für das neue Budget die Normen anzunehmen, welche für das Budget des Jahres 1907 gelten. Alle ergänzenden Kredite aber sollen der Entscheidung der am 1. November zusammentretenden Duma vorbehalten bleiben. Sie sollen nach den Worten Kokowzows sich überhaupt auf das notwendigste beschränken.

Wenn nun diesem Wunsche des Finanzministers, der seinen Vorschlag im Ministerrate hartnäckig verfocht und ihm nach langem Kampfe auch zum Siege verhalf, aus konstitutionellen Gründen unbedingt Anerkennung gezollt werden muß, so darf man sich andererseits auch nicht der Erkenntnis verschließen, daß die Normen des laufenden Etats durchaus nicht mehr den faktischen Bedürfnissen des Landes entsprechen. Die Ressorts haben zum letzten Male im Jahre 1904 ihre Bedürfnisse kalkuliert, damals, als der Krieg mit Japan riesige Anforderungen an den außerordentlichen Etat stellte und den ordentlichen Etat zu der alleräußersten Sparsamkeit nötigte. An den Krieg schloß sich dessen Kostenliquidation, die großen Aufwendungen, welche die Niederdrückung der Unruhen und die Bekämpfung der Hungersnot beanspruchte. So kam es, daß die Periode der Sparsamkeit sich bis zum Jahre 1907 fortsetzte; de facto datieren also die Veranschlagungen der einzelnen Ressorts noch aus dem Jahre 1904.

Der Hinweis des Finanzministers, daß alle notwendigen Ergänzungskredite von der Duma zu prüfen und eventuell von ihr zu bewilligen seien, läßt es ganz besonders wünschenswert erscheinen, daß die dritte Duma möglichst umgehend in die Beratung des ihr (nach der Zusage des Finanzministers) am 1. November zugehenden Entwurfs des Staatsbudgets eintrete, damit es nicht gar zu lange dauere, bis sie an die Prüfung der für das ökonomische Leben so wichtigen Ergänzungskredite gehen könne. Mehr als fatal aber wäre es, wenn auch die dritte Duma nicht dazu käme, die Budgetarbeit zu Ende zu führen. Einer der wenigen sachlichen Hinweise, welche die Budgetkommission machte, war jener, in dem sie vom Ministerium der Wegekommunikation Auskunft verlangte, „warum jegliche Initiative zur Verbesserung und Ordnung der Transportfähigkeit der Bahnen und deren Anpassung an die Bedürfnisse von Industrie, Handel und Verkehr im Budget fehle. Für die Realisierung derartiger dringender Bedürfnisse muß durch Inanspruchnahme und Gewährung von Ergänzungskrediten Rat geschaffen werden. Fällt, wie zu erwarten steht, die diesjährige Ernte gut aus, so kann man mit einer bedeutenden Steigerung der Einnahmen rechnen. Dann wird es dem Finanzministerium um so leichter fallen, durch Erweiterung der den einzelnen Ressorts zufließenden Summen die für die kulturelle Entwickelung des Staatslebens erforderlichen Hilfsmittel zu beschaffen.

Zeitungsstimmen.

Ueber Japan und Korea liegen verschiedene Preßstimmen vor, die wir zitieren möchten. Die „Köln. Ztg.“ schreibt:

Es wäre verfehlt, wollte man behaupten, daß die Vernichtung der Unabhängigkeit Koreas von Anfang an Ziel und Absicht der Japaner gewesen sei. Wer in Japan selbst die Begeisterung miterlebt hat, mit der die Japaner für die Unabhängigkeit Koreas, das für sie selbst der vermittelnde Kulturträger gewesen war, 1894 in den Krieg gegen China zogen, wird nicht anstehen, die Empfindungen für aufrichtig zu halten. Auch in Korea wurden die Japaner damals als willkommene Befreier vom chinesischen Joch begrüßt. Aber das Land war nicht reif zur Selbständigkeit, und so mußten aus den Befreiern allmählich Unterdrücker werden, zumal, da Japan Korea als Abzugland seines Bevölkerungsüberschusses betrachtete und infolgedessen die japanischen Elemente, die nun massenhaft in Korea eindrangen, nicht geeignet waren, die Sympathien der Koreaner für ihre Befreier zu vermehren. Der siegreiche Krieg gegen Rußland diente dazu, die Herrschaft Japans in Korea noch mehr zu befestigen und jedem, der etwa Neigung gehabt hätte, die Lust zu benehmen, wegen der Unabhängigkeit Koreas mit Japan noch eine Lanze zu brechen. Somit ist es eine historische Naturnotwendigkeit, die sich an Korea vollzieht, und der Welt wird nichts übrig bleiben, als in das Tu l'as voulu, George Dandin! das heute Marquis Ito dem koreanischen Kaiser zurufe, einzustimmen.

Der „Börsen-Kurier“ kommt zu dem Schluß:

Niemand kann es Japan verdenken, wenn es die durch den Krieg mit Rußland gewonnenen Vorteile ausnutzt. In der Politik gelten eben nur Vorteile, nicht aber Sentiments. Und Japan braucht Korea notwendig. Japan selbst ist arm. Das Land ist gebirgig und der Boden meist von mittelmäßiger Ergiebigkeit. Koreas Boden aber birgt Schätze von bedeutendem Wert. Kein Wunder, daß die Japaner danach trachten, sich diese Quellen zu erschließen!

Die „Berl. Neuest. Nachr.“ vermuten, daß sich Korea leicht fügen wird:

Korea selbst, dessen Verwaltung sehr viel zu wünschen übrig gelassen hat, wird zufrieden sein, wenn die Neuordnung der Dinge in Korea zugunsten des Landes und Volkes ausschlägt.

Und die „Voss. Ztg.“:

Wenn mit der Abdankung Yi Hongs die Angliederung Koreas an Japan vollendet wird, so ändert dies an den tatsächlichen Machtverhältnissen in Ostasien ganz und gar nichts, und für Korea beginnt damit eine Zeit wirtschaftlichen Aufschwungs und der Gesundung seiner Verwaltung. Die japanischen Beamten haben schon in den letzten Jahren auf diesem Gebiete ungewöhnlich viel erreicht, und wenn die Besserung der Verhältnisse in gleichem Tempo fortschreitet, dann wird sich Korea bald eines Wohlstands erfreuen, der ihm unter der Herrschaft der Yi-Dynastie nie beschieden war. Vielleicht wird dies die Koreaner mit dem Gedanken versöhnen, daß sie aufgehört haben, ein selbständiges Staatswesen zu bilden.

* Zu der **nordschleswigschen Frage** bemerkt die „Neue politische Korrespondenz“:

Zahlreiche Anzeichen lassen kaum noch einen Zweifel darüber bestehen, daß gerade in den am entschiedensten deutsch gesinnten Kreisen Nordschleswigs durch die derzeitige Behandlung der Dänenfrage eine heftige Erregung hervorgerufen worden ist. Man glaubt dort offenbar, daß infolge des jetzigen Kurses der Irredentismus diesseits und jenseits der Grenze wieder tüchtig sein Haupt erhebe und daß der wirtschaftliche und soziale Druck, unter dem die deutschgesinnten Minderheiten in Nordschleswig leiden, unter dem gewachsenen Uebermut der Dänischgesinnten sich in bedenklichem Maße gestärkt habe. Man begegnet sogar der Auffassung, daß die in vierzigjähriger treuer Arbeit erfreulich fortschreitende Erziehung der nordschleswigschen Bevölkerung zu voller Treue gegen Kaiser und Reich in eine rückläufige Bewegung geraten werde. Symptome dieser Art wird die Regierung sicher nicht unbeachtet lassen. Zum Zwecke objektiver Würdigung der Bedeutung der jetzigen Stimmung wird man sich aber freilich vergegenwärtigen müssen, daß Deutsch- und Dänischgesinnte in Nordschleswig sich seit mehr als einem Menschenalter in schärfstem politischen Kampfe gegenüberstehen, der sich auf das soziale und wirtschaftliche Gebiet übertragen hat. Das auf den Namen des Herrn von Köller getaufte Repressivsystem hatte äußerlich das Deutschtum gehoben, das Dänentum niedergedrückt. Es ist daher schon an sich begreiflich, daß eine Milderung dieses Systems von vielen Deutschgesinnten als eine Schwächung ihrer Stellung gegenüber den Dänischgesinnten angesehen wird. Auch ist es sehr möglich, daß in Reaktion gegen die Köllersche Repression der Irredentismus aufs neue aufgeflackert ist. Aber es ist psychologisch durchaus erklärlich, daß in der Erregung von den auf den exponiertesten Stellen stehenden Deutschgesinnten die Dinge durch eine stark schwarzgefärbte Brille gesehen werden und daß manches für Tatsache gehalten wird, was in Wirklichkeit nur Befürchtung ist. Ebenso ist es sehr wahrscheinlich, daß bei einer Behandlung der nordschleswigschen Frage, bei der sich entschlossene Kraft mit landesväterlichem Wohlwollen paart, das Aufflackern des dänischen Irredentismus sich als ein rasch vergängliches Strohfeuer erweisen wird und noch einer sicher recht unbequemen, aber nicht allzu langen Uebergangszeit die Gegensätze in Nordschleswig sich in dem Maße abschleifen, wie die früheren Gegensätze zwischen Deutschland und Dänemark sich ja erfreulicherweise auch abgeschliffen haben. So wenig man daher die Stimmungssymptome in Nordschleswig als der Beachtung nicht wert einzuschätzen haben wird, so wenig wird sich die Regierung durch sie zu übereilten Entschlüssen bestimmen lassen dürfen, vielmehr mit sicherer Hand den Deutschgesinnten das Vertrauen erwecken müssen, daß auch bei Milderung des Repressionssystems den deutschnationalen Interessen in der nördlichen Grenzmark der kräftigste Schutz und die sorgsamste Pflege sicher ist.

Deutsches Reich.

Leipzig, 24. Juli.

* **Die Kaiserreise nach Albanien.** Die offiziöse „Südd. Reichsk.“ schreibt: „Vor einiger Zeit wurde an dieser Stelle eine Zeitungsnachricht, die Kaiser Wilhelms nächste Reise nach dem Mittelmeer mit der epirotischen Frage in Verbindung zu bringen suchte, in das Reich der Fabel verwiesen. Das nämliche Schicksal muß den Meldungen ausländischer Blätter bereitet werden, die einen Besuch des Monarchen an der Küste Albaniens in Aussicht zu stellen wissen. Auch bei diesen Gerüchten wird die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Es ist nicht richtig, daß Kaiser Wilhelm sich jemals mit dem Gedanken eines Abstechers nach Albanien getragen hat. Der Ausflug, den im Frühjahr d. J. der deutsche

Feuilleton.

Im Reiche der Zwecke hat alles entweder einen Preis oder eine Würde.

Kant.

Ferienbriefe aus Südfrankreich.

Von Ad. Zimmermann.

Tarascon, Anfang Juli.

Am Sonntag war ich in Arles zum Stiergefecht. Zum Stiergefecht mit „mise à mort“, mit der Tötung von vier Toros. Ich halte mich lediglich an die Vorgänge in der Arena. Selbstverständlich war ganz Arles im Theater. Ebenso die Umgegend. Viele Marseiller und Marseillerinnen waren herübergekommen. Auch andere Fremde, Engländer, Spanier, Spanierinnen mit verwegenen Federhüten und famosen Toiletten, ebenso viele Offiziere aus den benachbarten Garnisonen hatten die Mittagszüge gebracht. In den höheren Regionen des Amphitheaters viele Bauern und Bäuerinnen mit ihrer lieben Jugend, „endimanchés“, sonntäglich angetan, wie der nette französische Ausdruck lautet. Als großer scharlachroter Fleck in der Natur baumelten eben dort, kameradschaftlich gruppiert, die Beine von allerlei Kriegsvolk. Das Publikum der billigeren Plätze war in wilder Aufregung, stiff und tribulierte und konnte den Beginn der Corrida gar nicht erwarten.

Das Pfeifen und Johlen des Publikums wird stärker und stärker. Ja, die Klänge der Marseillaise! Sie gibt dem, was bevorsteht, die nationale Weihe. Während sie die „enfants de la patrie“ unter die Waffen ruft, ordnet sich die Corrida, unter welchem Ausdruck auch das Ensemble der Stierkämpfergesellschaft verstanden wird, zu ihrem feierlichen Umzug durch die Arena.

Die Marseillaise geht in das „Auf, auf zum Kampf“ aus „Carmen“ über, und die Corrida setzt sich mit Grandezza in Bewegung. Gemessen zieht sie rings um das Rund der Arena. Zwei Konstabler zu Pferd und das halbe Dutzend leichtfüßiger Burschen, die den Stier mit ihren bunten Mäntelchen auf sich locken, und dann, wenn er sie packen will, über den mannshohen Zaun der Arena hinweg voltigieren, voran. Die Corrida macht Front vor der Loge des „Club taurine“, der Espada verneigt sich und lüftet voll Würde sein Barett, der Präsident des Klubs sein Strohhütchen, und, nun die beiden Großmächte sich begrüßt haben, kann es losgehen.

Der Stier, der zuerst daran glauben soll, ist für einen solchen ein ein leidlich vernünftiger Bursche, es dämmert ihm, wie auch sein späteres Verhalten hier und da zeigt, ganz offenbar, daß Tieren seiner Art allein ihr blindes, wildes Draufgängertum Verderben bringt. So bevorzugt er zunächst die einzige Kampfesart, die ihn wirklich unnahbar macht, die Defensive. Logischerweise denkt er, trotz des aufregenden Lichtes, das nun plötzlich in die Nacht fällt, in der er bis dahin gehalten worden ist, nicht daran, seinen Stall zu verlassen. Man schlägt mit Knüppeln und Stangen an die Wände; besonders eifrige Besucher der Corrida, die wie Pökelheringe über dem Eingang zum Toril beieinander hocken, ziehen die Röcke aus und schwenken sie von der Höhe in den Gang hinein, die Picadores schleichen sich näher, blicken vorsichtig um die Ecke des Tores und wedeln, zu schleunniger Flucht bereit, herausfordernd mit ihren Mänteln; vergeblich! Das Publikum hat wenig Verständnis für die Art Intelligenz, die in dem Verhalten des Tieres zweifellos zum Ausdruck kommt; es ist vielmehr außer sich über dessen „Feigheit“. Ein tausendstimmiges grelles Pfeifen zeigt dem Ochsen und seinem Züchter, wie man über beide denkt; „Picquart!“ „Picquart!“ ruft jemand; und „Picquart, Picquart!“ tönt es dröhnend von allen Seiten wider.

Konsequenz ist keine der Eigenschaften eines Kampfstiers! Der Vergleich mit dem arg mißliebigen Kriegsminister ist dem gehörnten Recken offenbar doch etwas zu dumm, und plötzlich, mit gewaltigen Sätzen, ist er heraus aus seinem Versteck und mitten in der Arena. Wild blickt er um sich, dann senkt er den Nacken zum Stoß. Sein spitzes Horn bringt einem Gaul tief in den Oberschenkel; pulsendes helles Arterienblut spritzt in breitem Strom hervor; das Tier bricht auf der Hinterhand zusammen, erhebt sich aber schnell wieder und steht zitternd da. Sein Reiter ist im kritischen Moment geschickt aus dem Sattel geglitten, nachdem er dem Stier seine Lanze in den Nacken gestoßen. Der Stier ist im Stadium höchster Wut und noch im Vollbesitz seiner Kräfte. Die Picadores beschäftigen ihn mit ihren Mänteln; das dumme Tier springt auf jeden der ihm vorgehaltenen Lappen mit wildem tatzenartigen Satz ein; aber es verfolgt nur den Mantel, nicht dessen Träger, so daß es immer unter dessen weitausgestrecktem Arm hinwegschießt. Zudem ist es nicht konsequent in seinen Angriffen; es läßt von seinem bisherigen Gegner sofort ab, sowie ein neuer, diesem zu Hilfe, ihm in den Weg tritt. So wird es etwa eine Viertelstunde hin und her gelockt und müde gemacht; es galoppiert sich völlig zwecklos schier die Seele aus dem Leibe. Während ein zweiter Picadore eingreift, voltigiert der erste über die Barriere, und läuft außen herum nach einem anderen Punkt der Arena, um dort von neuem, diesmal nach innen, überzusetzen und von dieser Seite her seinen Angriff zu wiederholen. Kommt einer wirklich in Gefahr, von dem Stier niedergeworfen oder an die Wand der Arena gespießt zu werden, so wirft er ihm seinen Mantel hin. Der unglückliche Kämpe bearbeitet das Tuch mit Hörnern und Füßen, bis er endlich durch Beschnuppern feststellt, daß er nichts Lebendiges vor sich hat und somit düpiert ist. Während die Picadores den Stier so übertölpeln und hinhalten, sind die Lanzenmänner langsam unbehelligt und mürrisch, wie immer, aus der Bahn gehumpelt.

Tänzelnd nahen die Banderilleros dem Stier. Statt mit dem Mantel, reizen sie den Ermüdenden durch das Wippen und Schwenken der grellbunten Pfeile, deren sie je ein paar von gleicher Farbe, rot, gelb oder grün, bei sich führen. Die Pfeile werden an ihrem oberen Ende mit erhobenen Armen, der eine in der rechten, der andere in der linken Hand getragen; beim Anrennen des Stiers springt der Banderillero beiseite, aber erst im letzten Augenblick, er stößt dabei beide Pfeile gleichmäßig in den Nacken des Stiers; das Publikum jubelt, wenn sie kunstgerecht nebeneinander sitzen, so daß der eine rechts, der andere links herniederhängt; es schreit und pfeift, wenn nur der eine haftet, der andere aber zu Boden fällt. Der erschreckte Stier macht wilde Kapriolen, er springt hoch auf und sucht das merkwürdige Ding auf seinem Rücken mit gewaltiger Kraftanstrengung abzuschütteln oder mit dem Mantel zu erreichen. Da flattert ihm schon wieder der Mantel eines Picadore vor den Augen herum. Sein Haupt senkt sich zu neuem vergeblichen Stoß. Wieder steht ein Banderillero mit seinen Pfeilen, die er im nächsten Augenblick im Nacken hat, vor ihm. Ein dritter schleicht von der Seite herbei, doch hindert ihn das Publikum durch wütendes Geschrei, den Toro von hinten zu fassen. Der Espada selbst geruht, dem Tier ein paar Pfeile anzusehen. Das verliert Blut um Blut, der Widerrist, die Vorderschenkel, die Vorderfüße, die unruhig den Sand der Arena hinter sich werfen, sind von dem gerinnenden und immer neu hervorsprudelnden roten Naß überströmt.

Ein Trompetenstoß! Der große Moment, da das Ochslein trotz aller Tapferkeit sein Leben lassen soll, ist gekommen. Dem sagt sein Instinkt, daß die Sache mit dem roten Mantel nicht geheuer ist. Statt, wie es alle Wissenschaft von ihm verlangt, mit grimmer Wut auf das Rot zu reagieren, macht er noch einmal einen Vorschlag zur Güte. Er handelt nach dem Satz, daß der Klügere nachgibt und reißt aus. Reißt aus, noch einmal zurück nach dem ihm leider verschlossenen Stall. Noch einmal versucht er die Barriere zu überspringen. Es gelingt ihm nicht; er fällt zurück in die Arena. Ein zweiter Sprung. Diesmal glückt's. Aber das ist nicht mehr die Eleganz, mit der er zu Beginn des Kampfes das Hindernis genommen. Er schleift breit mit dem Bauch über das Holz, zappelt einen Augenblick mit allen vieren in der Luft, reißt unter großem Krachen die oberste Planke zusammen und fällt dann plump in den vorher erwähnten Gang hinunter. Es hilft ihm nichts. Sowie er wieder auf den Füßen ist, wird er nach der alten Methode in die Arena zurückgebracht. Und nun nimmt er den roten Mantel und den Espada an.

Auch der läßt ihn noch etwas galoppieren. Es kann nichts schaden, wenn das gequälte Tier immer noch ein wenig müde wird und noch etwas mehr Blut verliert. Fünf-, sechsmal rennt der Stier gegen den roten Lappen, stößt er in die Luft. Beim siebenten Mal zielt der Espada mit dem Degen. Und als das Tier diesmal seinen Luftstoß ausführt, trägt es die Waffe, in die es hineingelaufen ist, bis zur halben Klinge im Nacken.

„Bravo! bravo! Il est vaincu! Il meurt!“ jubelt es unter stürmischem Händeklatschen ringsum. Der Espada verneigt sich. Noch rennt der Stier gegen die Mäntel der Picadores an. Aber dann, nach einer Minute vielleicht, stürzt er, und unvermittelt legt er sich mitten in der Arena nieder, wie ein ruhendes Tier im Stall.

Ich sah vier Stiere in dieser Weise an einem Tage töten. Männer, Frauen, Kinder waren glücklich bei ihrer Qual. Nur ein vielleicht fünf-

SLUB
Wir führen Wissen.